

Blick auf die Leinwand

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **9 (1957)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BLICK AUF DIE LEINWAND

Der Mann mit den goldenen Schlüsseln

Produktion: Frankreich
Regie: L. Joannon
Verleih: Monopole-Pathé

ms. Léon Joannon, der den umstrittenen Film «Le Defroqué» («Der Abtrünnige») geschaffen hat, ist ein Filmkünstler, der geplagt ist vom Fragen nach der Bejahung des Lebens. So greift er wieder einen Stoff auf, den er unter dem Zeichen der Gnade, der Demut und Gerechtigkeit behandeln kann. Er berichtet uns von einem alternden Mann, Lehrer für Sprachen am Gymnasium von Lille, der von seinen Schülern geliebt wird, ein Mann, gütig, herzlich, nachsichtig, großmütig. Einer seiner Schüler, den er bei einem Diebstahl überrascht hat, kann ihm seine Großmut nicht verzeihen. Er stellt ihm eine Falle, verleumdet ihn als Verbrecher wider die Sittlichkeit, als einen Lüstling, der den



Der «Mann mit den goldenen Schlüsseln», ehemaliger Professor, von Pierre Fresnay wieder glänzend dargestellt, in dem gleichnamigen, nicht ganz befriedigenden, aber durch sein Thema interessanten Film.

Schülerinnen nachstreicht. Der Lehrer muß seine Stellung verlassen, findet als Hotelconciierge ein Unterkommen, steigt in seinem neuen Beruf auf, wird Conciiergechef in einem großen Haus an der Riviera. Jahre später kommt der ehemalige Schüler, nun verheiratet, aber unglücklich, in das Hotel als Gast, auch jene Schülerin, die mit verstrickt war ins böse Komplott, war dabei, als Maitresse, und nun will der Verleumdete Rache nehmen. Aber die Rache, klüglich ausgedacht, freut ihn nicht mehr. Er verzichtet. Doch das Schicksal will es anders. Den beiden jungen Menschen, die so viel Böses getan haben, widerfährt die Strafe. Als aber die Rache so sich selbständig vollzieht, erkennt er, daß der wirklich Schuldige er selber ist: nicht gütig war er damals, als er den Diebstahl verzieh, sondern nachgiebig, nicht großmütig, sondern schwach. Wahre Güte verlangt Stärke.

Man sieht aus der Inhaltsangabe, daß dieser Film Joannons ein ernstes Anliegen hat. Der Film gestaltet diesen Stoff mit den gekonnten Mitteln des französischen Filmstils: Atmosphäre, psychologische Neugier, Spannung aus Handlung und Menschendarstellung, vorzügliche Schauspieler, vor allem Pierre Fresnay in der Rolle des Lehrer-Concierges. Indessen wird man des Films nicht ganz froh. Joannon wollte, so sagte er selbst, einen Film schaffen, in welchem gegen die Lebensfrechheit der Jugend Stellung bezogen wird. Die Jugend, sagte er, hat alle Chancen, das Alter hat die Chancen schon hinter sich. Alte Leute können, wenn man ihr Leben mutwillig zerstört, nicht neu beginnen. Die Jugend aber wird heute verherrlicht. Besteht diese Verherrlichung zu Recht? Wir glauben, daß der interessante Stoff, den Joannon wählte, falsch angelegt ist, wenn er die These beweisen soll, daß Alter nicht neu beginnen könne. Dem verleumdeten Lehrer geht es schließlich nach seinem Neubeginn als Conciierge nicht schlecht. Er hat eine Chance und nützt sie. Joannon wäre zu stärkerer Wirkung gelangt, wenn er das Absinken eines Mannes von Stufe zu Stufe gezeigt hätte, das tragische Schicksal eines, der verleumdet wurde, und sich nicht mehr auffangen kann. Das hätte erschüttert. Jetzt kitzelt der Film nur die Neugier. Man bringt es, sobald man sieht, daß es wieder aufwärts geht, nicht einmal zu einem echten Mitgefühl, und der Verzicht auf die Rache, so wertvoll er menschlich ist, erscheint psychologisch als Umkehr zu wenig begründet. Alles in allem: ein guter Film, der nicht in

die Spitzenklasse französischer Filmkunst hineinreicht, wiewohl er den Durchschnitt überragt. Er befindet sich gewissermaßen im Zwischenland zwischen gut und schlecht.

Der rote Ballon

Produktion: Frankreich
Regie: A. Lamorisse
Verleih: Ciné-Office

ms. Es gibt Filme, von denen man nicht genug bekommt. So schön, so voller Poesie, so schlicht und herzlich sind sie. «Le ballon rouge» von Albert Lamorisse, der schon «Crin blanc» gedreht hat, gehört zu diesen Filmen. Es ist die kleine Geschichte eines Bubens, der einen großen roten Ballon findet. Irgendwo an einem Kandelaber in Paris hängt der Ballon. Der Knabe holt ihn herunter, und siehe, der Ballon folgt ihm von nun an auf allen Wegen, zur Schule, zum Spiel. Es ist eine tiefe Freundschaft zwischen dem Knaben und dem Ballon. Die Erwachsenen sehen das Wunder nicht. Sie ärgern sich nur. Und die Gasenbuben sind neidisch. Sie wollen dem kleinen Buben den Ballon stehlen. Sie verfolgen die beiden. Und als sie den Ballon haben, benützen sie ihn als Ziel für die Steinschleudern. Und der Ballon stirbt. Der Knabe weint. Da steigen aus allen Häusern, von allen Straßen von Paris die Ballone auf, rote, gelbe, blaue, grüne, weiße, alle Ballone kommen herbei zu dem armen Knaben mit dem toten roten Ballon, lassen sich nieder und entführen den Knaben in den Himmel, in ein Land, wo Ballone und kleine Knaben glücklich sind.

Lamorisse erzählt diese märchenhafte Geschichte, dieses Märchen aus dem Alltag, mit einer Poesie ohnegleichen. Wie zärtlich ist das, wie schmerzlich und süß! Wenn der Ballon stirbt: so greift kein Sterben sonst ans Herz. Wer hier der Tränen sich schämt, der ist für die Schönheit verloren. Die Geschichte der roten Ballone: es ist das Schicksal der Schönheit auf Erden, die dem Tod anheimgegeben ist, weil sie die, die bösen Herzens sind, zur Verfolgung aufreizt; es ist das Schicksal des Reinen auf Erden, das für die, die unreinen Herzens sind, ein Aergernis ist. Lamorisse, ein Dichter des Films, ein Erzähler von zarter Behutsamkeit, kritisiert das Leben nicht sozial, nicht stimmungshaft. Er ist nicht pessimistisch aus Laune und Wehleidigkeit, nicht pessimistisch aus dem Willen, die jetzige Welt umzukrempeln. Nein, er ist grundsätzlich mißtrauisch gegenüber dem Leben, das alles Schöne und Reine, alles Herzengute mit Füßen tritt und zu Boden stampft. Daher träumt er in seinen Filmen — auch in «Crin blanc», wir erinnern uns — von einem fernen Land, wo Kinder und Pferde, wo Kinder und Ballone keine Angst haben müssen. Seine Filme lehren die Flucht aus der Wirklichkeit in den Traum. Denn nur im Traum ist Freiheit. Man kann sich weltanschaulich zu dieser Aussage stellen wie immer man will, eines wird man nicht bestreiten können: dieser Künstler, der nur kurze Filme dreht («Le ballon rouge» dauert etwas mehr als eine halbe Stunde), ist ein Dichter. Sein Film ist schön, so schön, daß einem das Sagen darüber vergeht.

Die Hölle ist in mir

(Somebody there up likes me)

Produktion: USA, MGM
Regie: R. Wise
Verleih: Metro-Goldwyn-Mayer

ZS. Boxen ist ein brutaler Sport, der sich bei uns keines Ansehens erfreut. In den angelsächsischen Staaten ist dies anders, er ist dort seit alten Zeiten volkstümlich. In diesem Film scheint eine Wurzel dafür sichtbar zu werden, das angelsächsische Schulsystem. Vorgeführt wird die Lebensgeschichte eines jugendlichen Delinquenten primitivster Art und aus schlechtesten sozialen Verhältnissen, eines Schwachbegabten, der aber über Bärenkräfte verfügt. Da das amerikanische Erziehungssystem einen fest umrissenen Zwang analog dem unsern nicht kennt, wächst er sozusagen wild auf, kaum daß er notdürftig Lesen und Schreiben lernt. Er folgt nur seinem dumpfen Ich-Trieb, begreift nichts von der Notwendigkeit einer Einordnung in die Gesellschaft, lebt und betätigt sich als unbeeinflussbarer Rebell, verwegener Führer einer jugendlichen Gangsterbande in den Elendsquartieren von New York, die von Einbruch und Raub lebt und mit unbändigem Trotz allen Hütern eines geordneten Zusammenlebens entgegentritt. Selbstverständlich macht er bald mit Zwangserziehungsanstalten und Zuchthäusern Bekanntschaft, was aber seinen trotzigen Widerstand nicht zu brechen vermag. Vorübergehend scheint die Not der für seine Erziehung völlig ungeeigneten Mutter ihn etwas aufzulockern, aber auch in der Armee, in die er eingezogen wird, kommt es bald zu wildesten

Disziplinlosigkeiten, die seine Desertion und dann seine Ausstoßung zur Folge haben. Aus allen Gemeinschaften ausgestoßen, scheint dem beschränkten Ich-Süchtigen, der nur über zwei kräftige Fäuste verfügt, bloß der endgültige Abstieg in die Kriminalität möglich.

Ein Zufall führt ihn jedoch zur Tätigkeit des Berufsboxers, wo er einen steilen Aufstieg erlebt. Zwar fällt er dunklen Box-Schiebern in die Hände, die ihm mit Breitschlagung seiner Vorstrafen drohen, aber die Erinnerung an die Elendsviertel und das drohende düstere Schicksal des Kriminellen lassen ihn den richtigen Weg finden. Er fängt sich auf, schlägt seinen Hauptgegner und wird Weltmeister. Einen Anteil an seiner Rettung hat auch seine Frau, die als anfängliche Gegnerin des brutalen Sportes zur Einsicht gelangt, daß diese Tätigkeit die einzig mögliche geregelte Beschäftigung für ihren Mann bedeutet.

Der Film stellt die Lebensgeschichte des Mittelgewichts-Weltmeisters Rocky Graziano dar, doch sind die Nachteile biographischer Filme verhältnismäßig geschickt umgangen. Er rührt an wichtige soziale und psychologische Probleme, die aber nicht bewältigt sind. Zahlreiche, reichlich brutale Boxkämpfe füllen immer wieder die Szenen, so daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, der Film sei doch irreführend geschaffen worden. Eine gewisse Kraft und soziale Ehrlichkeit ist ihm nicht abzusprechen, aber auch die Wandlung der Ehefrau ist psychologisch zu oberflächlich begründet, um glaubhaft zu sein. Gänzlich verunglückt ist die religiöse «Beigabe», die man dem Film wahrscheinlich nur als Gegengewicht gegen die Brutalitäten beigemischt hat: einzig der Titel ist noch geblieben, das übrige ist zu seicht, um erwähnt zu werden. Schade, die Problemstellung des Films hätte ein gründlicheres Anpacken verdient.

Ein Leben für Zeiß

Produktion: Deutschland
Regie: W. Schleif
Verleih: Columbus

ms. Die Deutschen, als sie noch ihre Ufa hatten, haben sich als Könner der Filmbiographie ausgezeichnet, und nun scheint es, daß sich diese Tugend wieder erneuert. Schon der Film «Das war Sauerbruch» zeigte an, daß es diesen Filmdeutschen liegt, die Lebensfahrt eines berühmten Mannes darzustellen. Dieser neue Film, den der aus Ostdeutschland in den Westen gekommene Wolfgang Schleif inszeniert hat, handelt vom Leben und der Arbeit Ernst Abbes, des Mannes, der das Mikroskop erfunden hat und dem Carl Zeiß, der Begründer der berühmten Zeiß-Werke, Erfolg und Weltbedeutung seines Unternehmens zu danken hat.

Es ist außerordentlich schwer, im Film, der ein Bildwerk ist, eine Erfindung darzustellen, die auf mathematischen Grundlagen beruht. Wie soll das Schleifen von Linsen, wie die Lichtbeugung dargestellt



Ernst Abbé (links), der durch seine neuen optischen Instrumente der wissenschaftlichen Forschung zu einem großen Aufschwung verhalf und die Zeißwerke schuf, im Film.

werden? Wolfgang Schleif hat sich Mühe gegeben, aber er vermag nicht über die Klippe zu springen. So ist sein Film zu Beginn etwas zähflüssig und fast unbeholfen. Erst die beiden letzten Drittel holen auf. Hier geht es nun aber nicht mehr um die Erfindung, sondern um den Aufbau des großen Industrieunternehmens, um Fragen der Sozialpolitik und Widerstände der kapitalistischen Unternehmer gegen Ernst

Abbe, der, nach dem Tode von Carl Zeiß, das große Werk in eine Stiftung umgewandelt hat und, übrigens unter dem Einfluß von Bebel stehend, so für die Sozialgesinnung und Sozialleistungen bahnbrechend wirkte. Die Zeiß-Werke sind das Lebenswerk Abbes, der ein ungewöhnlicher Mann war, einer weiteren Öffentlichkeit zwar unbekannt, aber um so größer in seinem stillen Wirken. Carl Raddatz, der Schauspieler, der sonst für die Interpretation von Charakterschufen eingesetzt wird, spielt die Rolle dieses Erfinders großartig, mit leisen Tönen, verhalten und zwischenzeitlich: eine bedeutende schauspielerische Leistung. Als Film überragt «Ein Leben für Zeiß» nicht, aber er tut wohl und stimmt zuversichtlich in einer Zeit, die nur das Böse noch zu kennen scheint, durch sein Exempel von menschlicher Größe, von Edelmut und Güte.

Die Fischerin vom Bodensee

Produktion: Deutschland, Neubach
Regie: H. Reini
Verleih: Monopol

ZS. Heimatfilm der bekannten schlimmen Sorte, der dadurch nicht besser wird, daß er in der Dreiländerecke am Bodensee spielt. Auch der hinterste Kinobesucher merkt die Absicht, das geschäftliche Interesse in den drei deutschsprachigen Nationen zu wecken. Der schweizerische Beitrag ist der schlechteste: Rudolf Bernhard ist keineswegs als Darsteller eines reichen Gutsbesitzers geeignet. Die uralte Geschichte von dem armen Mädchen und dem reichen Sohn muß wieder einmal als Vorwand für den üblichen, teilweise noch frivolen Heimatklamauk mit dem unvermeidlichen Trachtenfest dienen, alles mit farbigem Sonnenuntergangs-Kitsch. «Freche Verhöhnung von Sitte, Brauch und Heimat in einem westdeutschen Heimatfilm» urteilte der Münchner «Evangelische Film-Beobachter» über dieses Münchner Produkt. Auch wir werden nächstens den Heimatschutz gegen diese zunehmende Verseuchung mobilisieren müssen. Denn leider sind diese Filme gewöhnlich keine schlechten Geschäfte.

Der Mann, der zuviel wußte

Produktion: USA
Regie: A. Hitchcock
Verleih: Star-Film

ms. Alfred Hitchcock, der Altmeister des Thrillers, hat einen seiner frühen englischen Filme, «The Man Who Knew Too Much», neu gestaltet, etwas auf die Höhe unserer Tage gebracht, den Schauplatz verändert und dabei wiederum einen Kriminalspaß geliefert, der aufs höchste unterhält. Die Geschichte ist natürlich unwahrscheinlich: Der Premierminister irgendeines dunklen Landes weilt in London zu Besuch und soll ermordet werden. Die Attentäter sind seine eigenen Landsleute. Ein amerikanischer Arzt und seine Frau, die sich auf einer Ferienreise befinden, werden in die böse Sache verwickelt und verhindern den Mord. Hitchcock erzählt diese köstliche Unwahrscheinlichkeit mit größter Spannung, raffiniert, wie er eben ist, aber er nimmt die Sache nicht ernst, er zwinkert ständig mit den Augen, sagt: so macht man das. Diese Ironie gibt dem Film, der sonst nichts anderes wäre, als ein Dutzendreißer, seinen Charme. Darum muß man Hitchcock gerne haben. Er hat Humor. Und er ist ein Filmerzähler von hoher Begabung. Wiederum zeigt es sich. Spiel, Spannung und Amusement zugleich bringt nur er zustande.

Wo die Lerche singt

Produktion: Oesterreich, Paula-Wessely Film
Regie: Hans Wolff

ZS. Wieder einmal mußte Franz Lehár dranglauben, aber von der feurigen Ungarn-Operette ist herzlich wenig übrig geblieben. Man versuchte irgendwie einen Heimatfilm daraus zu machen, und heraus kam ein stiller Kitsch. Immer wieder die gleichen, uralten Späßchen und Witzchen, von einem Film auf den andern übertragen, die ewig gleiche, einfallslose Situationskomik, eine trostlose, weit ab von der Welt gelegene Oede. Die uralte Geschichte des Landmädchens, von der Liebe zu einem Städter angezogen und nach vielen Irrfahrten sich wieder ins traute Heimattal zurückfindend, wird außerdem in einer selbst für eine Operette schlechten Weise dargestellt; man merkt, daß den Schauspielern die Sache selbst zuwider war (mit Ausnahme des Stieglbauern). Auch fotografiert ist sie mit bemerkenswerter Wurstigkeit. Es ist kaum zu glauben, daß man heute von Wien aus der Welt fortlaufend solche Filme bietet, und dazu noch unter dem Namen Paula Wesselys. Selbst ein Freund des heute nicht mehr zeitgemäßen Lehár wird hier die Flucht ergreifen.